



*Glück, glasierte Malerei von Nguyễn Thị Kim, 1949*

# Das schönste Mädchen im Dorf

*Erzählung von Tạ Duy Anh*

Früher war Túc sehr schön. Mit achtzehn blühte sie auf wie eine frische Blume. Ihre schlanke, geschmeidige Gestalt, ihre wohlgeformten, festen Schultern hüllte sie in eine leichte braune Bluse. Wer-weiß-wie-viele vernarrte Blicke hefteten sich auf sie, wer-weiß-wie-viele schmeichelhafte Worte streiften ihr Ohr.

„Bitte warte einen Moment...“

Es war die Stimme eines jungen Mannes aus dem Dorf, der ihr nachlief, ein drängender, verzweifelter Ausruf aus tiefster Brust, als habe er seine Gefühle lange unterdrückt. Langsam wandte Túc sich um. Ihre vollen Lippen öffneten sich leicht zu einem sanften Lächeln. Dann schlug sie ihre wie Arekanüsse elegant geformten Augen nieder und blickte zu Boden. Sie war schön, aber kein bisschen arrogant. Sie wartete ab, was er zu sagen hätte. Aber der junge Mann, offenbar erschrocken angesichts einer so außergewöhnlichen Situation, vor diesem unwirklichen Traumbild, stand einfach nur sprachlos vor ihr.

Abends fand sich Túc immer am Brunnen ein. Nach allgemeiner Auffassung geziemte es sich für ein tugendhaftes Mädchen nicht, sich im Spiegel zu betrachten. Deshalb war Túc auf der Hut vor ihrem Spiegelbild im Wasser des Brunnens, wenn sie sich bückte, um den Schöpfeimer hochzuziehen. Doch die bewegte Wasseroberfläche schien sie zu necken, mit ihr zu spielen. Plötzlich hob sie den Kopf und lachte los. Es war ein

unschuldiges Lachen, ganz im Einklang mit ihrem Liebreiz. Rasch lud sie sich dann die Tragestange mit den beiden gefüllten Eimern auf die Schulter und schritt mit bloßen Füßen gelassen den matschigen Pfad entlang. Und wenn wieder jemand sie ansprach, neigte sie als Antwort nur leicht den Kopf.

Dann rückten die Männer des Dorfes ein zur Armee. Der Krieg griff nach ihnen, riss kaum 18jährige mit sich. Túc wurde 20, dann 25, ohne es recht zu bemerken. Bei jedem Abschiedsgeleit für die jungen Rekruten weinte sie bittere Tränen.

\*\*\*

Viele Truppeneinheiten zogen lärmend in unser Dorf, sie blieben hier einige Monate, lange genug, um sie zu vermischen, wenn wir – wieder einmal – eines Morgens aufwachten und feststellten, dass sie verschwunden waren. Eines Tages sah ich, wie meine Mutter einen Brief las und sich dabei schluchzend die Tränen abwischte. Sie sagte mir nur, der Brief sei von Onkel<sup>1</sup> Kiêu, einem Solda-

<sup>1</sup> *Onkel* bezeichnet hier keine Verwandtschaft, es geht vielmehr um freundliche, vertraute soziale Beziehungen, die im Vietnamesischen nicht einfach mit der Anrede *Du* oder *Sie* oder schlichten Personalpronomina ausgedrückt werden. Anreden bzw. Bezeichnungen wie *große Schwester*, *Neffen*, *Nichten*, *Cousine*, *Tante* berücksichtigen immer auch Alter und gesellschaftliche Stellung der jeweiligen Personen. (A.d.Ü.)

ten, der eine Zeitlang bei uns einquartiert gewesen war. Später, in ihrer Abwesenheit, holte ich den Brief heimlich hervor, um ihn zu lesen. Dann las ich ihn Wort für Wort den anderen Kindern im Dorf vor; sie hörten mit aufgerissenen Augen zu:

*Unser Bataillon hat Quảng Trị hinter sich gelassen, wir sind nur noch ein paar Dutzend Leute. Der Feind hat grausam gewütet! Das ganze riesige Gebiet dort wurde um-und-umgepflügt, bis schließlich die Erde selbst nur noch Asche war.*

Am Ende des Briefs, nach dem

*Adieu, große Schwester, Neffen und Nichten,*

hatte Onkel Kiêu noch angefügt:

*Ach übrigens, richte bitte Cousine Túc Grüße von mir aus.*

Damals konnten wir uns noch keinen Begriff machen von der Grausamkeit des Krieges, die aus diesen Zeilen sprach. Der Krieg war für uns wie ein Schreckgespenst, vor dem wir Angst hatten, mit dem wir aber auch unseren Schabernack treiben wollten.

Am darauffolgenden Tag gab meine Mutter den Brief an Túc weiter, die ihn auf dem Bett ausgestreckt von vorne bis hinten durchlas und dann das Blatt hin und her drehte und wendete. Es sah fast so aus, als ob sie hinter Onkel Kiêu's Gruß noch etwas anderes vermute, etwas „zwischen den Zeilen“, das sie zu ent-

schlüsseln suchte. Als sie meiner Mutter den Brief zurückgab, zeigte sie eine etwas bekümmerte Miene. Aber ähnlich wie uns jüngeren Kindern blieb Túc nicht viel Zeit für vage Spekulationen: Das ganze Dorf musste tausend Dinge erledigen, um eine neue Einheit aufzunehmen.

Die Soldaten in Túcs Alter kamen gern in unser Haus, angeblich zum Schach spielen, doch sobald Túc eintrat, überließen sie das Schachbrett uns Kindern. Wir konnten ganz beliebig die Stellung eines Bauern oder des Königs verändern oder sogar einen Turm, eine Kanone, ein Pferd in die Hosentasche stecken, um sie anderswo für unsere eigenen Spiele zu verwenden.

Nach einigen Monaten zog die Einheit wieder ab, und für einige Wochen verspürte unser Dorf eine gewisse Leere, man vermisste die Soldaten; besonders uns Kindern setzte ihre Abwesenheit zu. Wenn dann jemand einen Brief erhielt, klopfte das ganze Dorf aufgeregt an die Tür. Immer neue Gruppen fanden sich ein, um sich den Brief laut vorlesen zu lassen. Je nach Altersgruppe spiegelte manche Miene Besorgnis oder freudige Verlegenheit über diese Entwicklungen.

Auch Túc bekam einen Brief, der direkt an sie adressiert war. Der Umschlag war in krakeligen Großbuchstaben unmittelbar an der Front beschriftet worden. Am gleichen Abend suchte sie meine Mutter auf. Obwohl meine Mutter gerade mal fünf Jahre älter war, nannte Túc sie *Tante*. Im fahlen winterlichen Mondlicht zeigte Túcs Gesicht außerordentlich tiefen Ernst. Eine Weile blieb sie stumm, dann nestelte sie unbeholfen

den zusammengefalteten Brief aus dem Ausschnitt ihrer Bluse.

Mit besorgtem Blick in meine Richtung fragte sie meine Mutter: „Schläft er schon?“

„Er hat den ganzen Tag gespielt. Kaum hat er sich hingelegt, ist er schon eingeschlafen“, antwortete meine Mutter.

„Ich muss mit Dir über etwas reden“, sagte Túc mit zittriger Stimme.

Durch meine nur zum Schein fest zusammengekniffenen Augen erspähte ich, wie meine Mutter den Brief aus Tús Hand entgegennahm, die Lampe näher-rückte, den Brief hin- und herdrehte und schließlich zurückgab:

„Lies ihn mir vor! Keine Angst, wir sind unter uns.“

„Tante, Du darfst niemandem davon erzählen.“

„Sei nicht so kindisch!“

Túc atmete tief ein und begann zu lesen:

*Quảng Trị, den ...  
Meine Liebe!*

Túc musste innehalten und wieder tief Luft holen.

„Von wem stammt der Brief?“, fragte plötzlich meine Mutter.

Túc tat so, als habe sie nichts gehört, und las mit gepresster Stimme weiter:

*Wahrscheinlich weile ich schon bald nicht mehr auf dieser Erde. Die heftigen Bombardierungen heute Nachmittag haben zwanzig Kämpfer meiner Einheit aus dem Leben gerissen. Be-*

*stimmt bin ich auch bald an der Reihe. Der Krieg schlägt blindwütig zu. Er ist ein grausames Spiel: Du kannst nur gewinnen oder alles verlieren! Noch bleibt mir ein Augenblick, um mich zu rüsten für mein Ende, auch wenn man den genauen Zeitpunkt nie vorhersehen kann. Der Mond steht heute hell am Himmel. Sonderbarerweise habe ich gerade das Gefühl, dass alles friedlich ist, als sei der Krieg für immer zurückgedrängt, nur ein Nachhall noch zu vernehmen. Und ich warte. Weißt Du, worauf? Ich warte... dass Du herabsteigst vom Mond. Dass Du unsere Wunden verbindest, das Antlitz der Erde kühlst. Denn Du bist Phúc, die Schutzheilige der Soldaten im Gefecht...*

Túc konnte nicht weiter, so musste meine Mutter den Brief an sich nehmen, um den Schluss für sich zu lesen. Ich weiß nicht, wie er weiterging, ich bekam nur mit, dass danach beide still dasaßen.

Plötzlich seufzte meine Mutter tief und klagte: „Mein Gott, wann ist dieser Krieg endlich vorbei!“

Dann fragte sie Túc: „Ist dieser Brief vielleicht von dem Kommandeur?“

„Ja, genau von dem.“

„Sein Brief ist sehr aufschlussreich... Er ist groß und gutaussehend... Ihr habt mein aufrichtiges Mitgefühl.“

Da schluchzte Túc auf: „Am Abschiedsabend ... wollte er nur für einen Moment ... meine Hand halten... Ich habe es ihm nicht erlaubt... Das hat ihm bestimmt sehr wehgetan...“

„Er wird dich umso mehr lieben, wenn...“ Mit diesen Worten bückte sich meine Mutter zu mir herunter, gab vor,

meine Decke zu richten. Aber ich merkte sehr wohl, dass sie sich mit dem Ärmel über die Augen fuhr.

\*\*\*

*Dông Hà, den...*

*Khe Sanh, 9 Uhr, am...*

*Nam Lào, den..., neben einem Felsblock mit Blumenschmuck für die hiesige Heilige Jungfrau...*

Túc ordnete die Briefe, die sie erhielt, nach dem Datum, an dem sie verfasst worden waren. Manche waren im Sommer abgeschickt worden, trafen aber erst im Winter hier ein. Einige waren anscheinend mitten im tiefen Dschungel am äußersten Zipfel unseres Landes geschrieben worden. Wenn einer besonders lang umherirrte, Poststation um Poststation durchlief, war auf der Rückseite des Umschlags mehrfach „Eilig zuzustellen!“ vermerkt worden. Von einer anderen Station stammte der Eintrag: „Kontrolliert und zur Beförderung freigegeben“. Und einmal waren in einer Station, offenbar von einem Soldaten, die feurigen Zeilen hinzugefügt worden: „Liebe muss in Kriegszeiten unbedingt blitzschnell ankommen! Eine Million Küsse an meine Landsleute im Norden!“

Diese Zeichen des Kampfgeistes hütete Túc wie einen kostbaren Schatz. Von den hunderten Briefen, die sie erhielt, konnte sie nur etwa ein Dutzend beantworten, für die anderen hatte sie keine Adresse. Das machte ihr sehr zu schaffen. Doch am meisten quälte sie –

darüber wusste nur meine Mutter Bescheid –, dass sich der Kommandant nach seinem ersten Brief, mit dem er ihr ja einen Heiratsantrag gemacht hatte, nicht mehr meldete. Zu der Zeit trat der Krieg in seine grausamste Phase ein.

\*\*\*

Túc gehörte der Volksmiliz an, war Leiterin des Wachtrupps „Wachsam gegen Spionage und Sabotage“ unseres Dorfes. Es gehörte zu ihren Aufgaben, ab sieben Uhr Abends ausnahmslos jeden Fremden, der im Dorf auftauchte, zu überprüfen. Der Krieg griff auf den Norden über. Verschiedenste Agenten konnten in allen möglichen Tarnungen überall versuchen, Nachforschungen über die Verteidigungsbereitschaft unseres Landes anzustellen. Auch unser Dorf war für sie interessant. Erst vor kurzem gab die Kreisverwaltung bekannt, dass der alte Bettler, den Túc's Wachtrupp verhaftet hatte, in Wahrheit ein verkappter Spion war.

Doch ungeachtet des Krieges leuchtete der Mond hell am Himmel. Vom Reisfeld am Bôc-Damm her ertönte teils derber, teils romantischer Singsang der Nacht-Ernte-Gruppe – alles Frauen. Túc fürchtete sich vor dieser groben, geschwätzigen Horde, in die sich die Dorfmädchen verwandelt hatten. Einmal hatten sie sie eingekreist und gedrängt, Informationen über ihren Liebsten preiszugeben. In die Enge getrieben, sagte sie schließlich, er sei „ein Soldat“, und hoffte, diese Auskunft würde genügen. Aber das Gejohle ging erst richtig los:

„Habt ihr euch geküsst?“

Túc fiel fast in Ohnmacht, als eine von ihnen an ihrer Stelle antwortete:

„Klar!“

„Wie hat sich das angefühlt?“

„Wie ein Stromschlag.“

Schließlich konnte Túc entfliehen. Damals ging es ihr wirklich schlecht.

Abhängig von der Windrichtung schienen die Gesänge mal näher, mal weiter entfernt. Túc hatte das Gefühl, jede Strophe schwappe direkt zu ihr hin. Mit dem Wind strömte der Duft nach frischem Reis in ihre Brust – vielleicht sogar diese Lieder, grübelte sie. Sie schulterte ihr Gewehr, die Augen auf die wabernden Nebelschwaden gerichtet...

Sie hörte jemanden durchs Gras schleichen. Im Mondlicht machte sie eine große männliche Gestalt aus. Ganz nahe an sie herangekommen, blieb er plötzlich reglos stehen. Zitternd richtete sie das Gewehr auf ihn und fragte leise, aber streng:

„Wer da?“

„Ich.“

„Wer ist ‚ich‘?“

„Ein einsamer Mann.“

„Sagen Sie sofort klar und deutlich, was Sie hier zu suchen haben, sonst schieße ich!“

„Túc, du „triffst“ mich jeden Tag, ist das nicht genug?“

Seine Stimme klang vielleicht etwas niedergeschlagen, konnte aber die Arroganz dieses Kerls nicht verbergen, der offenbar genau wusste, wer ihm da gegenüberstand. Doch seine doppeldeutige Antwort bewirkte, dass sie ihre Balance wieder fand. Was wollte der hier um diese Zeit? Sie erinnerte sich: Elegant gekleidet, war er ihr beim Reis-Kochwett-

bewerb des Dorfes auf Schritt und Tritt gefolgt. Er war Hào, Spross einer einflussreichen Familie, Sohn des Vizevorsitzenden Herrn Dộc. Obwohl sie im gleichen Dorf lebten und der gleichen Altersgruppe angehörten, war Túc ihm bisher nur einige Male flüchtig begegnet; offenbar hielt er sich von der Dorfjugend fern. Als er ins rekrutier-fähige Alter kam, erklärte er, eine Karriere in den Fußstapfen seines Vaters anzustreben, und verschwand spurlos.

Dann tauchte er plötzlich beim Reis-Kochwettbewerb auf, im schicken Anzug wie ein städtischer Intellektueller. Er klebte förmlich an Túc, was sie ziemlich nervte. Trotzdem gewann sie in der ersten Runde des Wettbewerbs: *Reis auf festem Untergrund kochen* den ersten Preis. Als der Topfdeckel abgehoben wurde, stieg ein wunderbarer Duft auf und erfüllte die Luft. Der Reis hatte, Korn für Korn, seine Form behalten, doch als die Jury-Mitglieder die Esstäbchen hineinsteckten, nahmen sie umgehend wahr, dass er im genau richtigen Grad weich war, locker-flockig, mit genau der richtigen Wassermenge perfekt gegart. In der Essschale wirkte der Reis wie fluffige Baumwolle! Die Jury-Mitglieder, alles erfahrene und recht anspruchsvolle Feinschmecker, setzten Túcs Wettbewerbs-Beitrag auf den ersten Platz.

Dann kam die zweite Runde: *Reis auf dem Wasser kochen*. Die Wettbewerbsregeln waren wirklich sehr streng. Die Kandidatinnen bekamen ein paar Stangen Zuckerrohr, einen Topf und eine Schachtel Streichhölzer. Das Zuckerrohr musste erst gepresst werden, um die

dann brennbaren Rückstände nutzen zu können. Bei keinem Arbeitsschritt durfte auch nur eine Winzigkeit verschwendet werden oder fehlen. Die Kandidatinnen mussten genau einschätzen, wie viel Zuckerrohr sie brauchten, um den Reis schnellstmöglich auf den Punkt garzuzukochen, mit bestem Geschmacksergebnis. Nur dann hatten sie die Chance, den Ehrentitel *Tüchtigste Reisköchin des Hinterlands* zu erringen. Tausend aufmerksame Blicke, darunter die der „Schachspieler-Soldaten“, brachten sie in Verlegenheit, und so fiel es Túc nicht leicht, den Reis in dem Melonen-förmigen Bambuskörbchen, das auf dem Wasser tanzte, zuzubereiten. Aber wieder bekam sie den ersten Preis und rückte damit vor zur dritten und letzten Runde.

Nun galt es, zusätzlich zu den Bedingungen aus der ersten Runde und den Anforderungen als „Ehefrau“ aus der zweiten Runde, noch die Rolle als „Mutter“ zu erfüllen. Man übergab also der „Mutter“ ein Kleinkind im Trotzalter. Beim kleinsten Muckser war man durchgefallen. Wer weiß, vielleicht hatte sich in der Vergangenheit jemand diesen Zirkus ausgedacht, um so eine geeignete Schwiegertochter auszuwählen, dachte Túc sich und wurde rot. Zum Glück war sie von Natur aus ruhig und sanftmütig. Vom Beginn der dritten Runde an umhalste das Kind sie, seine „Mutter“, winkte dann mal den „Onkel Soldaten“ zu, bis schließlich das Zuckerrohr abgebrannt war. Das war auch der Zeitpunkt, an dem der Dampf den Topfdeckel hob und alles wunderbar nach gargekochtem Reis duftete. Einen Augenblick darauf wäre Túc mitsamt dem Kind, erschreckt

von Jubel und donnerndem Applaus, fast ins Wasser gefallen – da hielten alle den Atem an.

„Du bist kein gewöhnlicher Mensch aus Fleisch und Blut, du bist in Wirklichkeit *Cô Tãm*<sup>2</sup> mit ihrer Wunderkraft!“ – Das war wieder Hào mit seinen unablässigen Lobeshymnen direkt an ihrem Ohr. Als Túc sich durch die Menge schob, um ins Freie zu kommen, heftete er sich augenblicklich wie eine Klette an sie. Mit dem niedergeschlagenen Ausdruck eines Sitzengelassenen schlurfte er weiterhin dicht hinter ihr her. Und dazu kam noch der flehentliche Klang seiner Stimme. Fast verspürte sie einen Anflug von Mitleid. Aber es blieb die Frage, warum er nicht zur Armee gegangen war. In Zeiten wie diesen konnte so eine zweifelhafte Unklarheit sich als fatal für einen „zurückgebliebenen“ jungen Mann erweisen. Fürchtete er etwa den Tod? Oder hatte er vielleicht ein schweres körperliches Leiden, eine Behinderung?

Nun, mitten im verlassenen Reisfeld unter dem hellen Mond, war Túc beunruhigt und ärgerlich darüber, dass Hào plötzlich hier aufgetaucht war.

„Was willst du hier?“, fragte sie kühl.

„Letztendlich war meine Geduld nicht vergebens.“

„Niemand zwingt dich, „ewig geduldig“ am gleichen Fleck auszuharren!“, erwiderte Túc.

Getreu dem Sprichwort *ein getroffener Hund bellt* kapierte er sofort die

<sup>2</sup> Die vietnamesische Legende *Tãm Cám* berichtet von der Halbwaisen *Tãm*, die (ähnlich Cindarella) von ihrer Stiefmutter und Halbschwester gequält wurde, aber dann mit Hilfe übernatürlicher Kräfte die Intrigen durchkreuzen konnte. (A.d.Ü.)

Ironie hinter Túcs Bemerkung, und beeilte sich, mit erhobener Stimme zu erklären:

„Glaube nicht, dass ich den Tod fürchte. Morgen früh werde ich meinen Tornister schultern und in die Schlacht ziehen. Aber heute Nacht...“

Túc lief es kalt den Rücken hinunter. Hao hatte ziemlich nahe bei ihr gestanden und nutzte nun die Gelegenheit, noch näher heranzurücken.

„Der Mond ist so schön heute – wie kann dein da Herz hart wie Stein sein?“

„Wenn du dich nicht anständig benimmst, melde ich dich bei den Behörden.“

„Túc, warum willst du mir nicht die Chance geben, mich im seelischen Gleichgewicht auf den Weg zu machen? Weißt du, warum ich noch nicht in den Krieg gezogen bin? Ich liebe dich...“

„Ich würde freundschaftliche Gefühle vorziehen. Schluss jetzt!“

„Schluss jetzt!? Meine Güte, warum bist du so grausam? Du weißt genau, dass ich dich liebe und nicht ohne dich leben kann. Du weißt genau, dass mein Leben sinnlos ist, wenn ich dich nicht bei allem, was ich anpacke, an meiner Seite habe. Beschimpfe mich, behandle mich wie einen Hund, aber sag nicht so etwas Grausames zu mir wie gerade eben, das passt nicht zu dir.“

Irgendwie rührte er Túcs Herz, ihre weiblich-milde Natur. Denn er war offensichtlich wirklich sehr einsam. Dabei war er ein gutaussehender, eleganter Mann, der doch eigentlich ohne weiteres eine Frau finden sollte, besonders da die anderen Männer alle weg waren. Mitleidig sagte sie:

„Setz dich hier hin. Ich muss dir aber gleich sagen, dass mein Herz einem anderen gehört. Da ist kein Platz mehr für deine Gefühle, auch wenn ich von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt bin.“

„Lüg mich nicht an!“, schrie er, „Ich flehe dich an, ich bitte dich, sag mir, dass du mich liebst, dann kann ich morgen ruhig in die Schlacht ziehen und Großes vollbringen, ich werde...“

Er stoppte, als er Túcs entrückten Blick registrierte. Aber er kapierte überhaupt nichts. Er verstand nicht, dass sie nur einen einzigen Menschen vor Augen hatte, *ihn*, der darauf wartete, wie sie, in der Hand einen mit blauem Seidenband umwickelten Blumenstrauß, vom Mond herabstieg. Und dass Hào lediglich jemand war, der ihr *sein* Abbild noch deutlicher vor Augen führte. Túcs Blick schien in noch weitere Fernen vorzudringen, bis in die Mysterien des Universums. Minutenlang blieb ihr Gesicht ausdruckslos, ebenmäßig wie eine aus hellen Holz geschnitzte Statue.

Doch dann, in einem einzigen Augenblick zerbarst, zerschellte alles. Direkt vor ihr schien sich eine schwarze Masse aufzuwerfen und auf sie herabzustürzen. Túc wurde umgerissen, zu Boden gestoßen, orientierungslos, als falle sie hinab in ein finsternes Loch. Der Sternenhimmel rotierte wild, dumpfe Tritte zerstampften das Gras. Sie wollte aufschreien, aber da hielt er ihr schon den Mund zu. Wie ein riesiges Reptil kroch er über ihren Leib, seine gierigen Hände bedrängten sie überall. Sie bekam keine Luft, wollte kotzen. Ihr ganzer Körper krampfte sich zusammen. Der Mond schien zu zerspringen und blutige Tränen

zu weinen. Aber in letzter Sekunde, unmittelbar vor Vollendung der schändlichen Tat, fand sie eine nie geahnte, verborgene Kraft, eine innere Gewissheit, eine solche Rigorosität, dass sie es schaffte, sich umzudrehen, das Bein anzuziehen und mit aller Wucht zuzutreten. Er jaulte wie ein geprügelter Hund. Túc sprang auf, packte ihr Gewehr und trat ein Stück zurück.

„Zeigst du mir so deine Liebe?“, fragte sie empört.

Hào hielt sich den Bauch und wälzte sich am Boden.

„Offenbar hast du dich vor der Todesgefahr gedrückt, um grässliche Taten zu begehen!“

„Ich wollte dir nur meine Liebe beweisen.“

„Eine teuflische Liebe! Verschwinde, bevor ich den Hahn spanne!“

Hào richtete sich mühsam auf, seine Kleidung war zerrissen. Darauf bedacht, der Gewehrmündung zu entkommen, die auf ihn gerichtet war, lief er los. Aber nach ein paar Schritten drehte er sich um und sagte süffisant:

„Du zierst dich ja bloß, um mir den Mund wässrig zu machen...“

Als Antwort zog Túc *ratsch!* den Sicherungshebel zurück, während er wegrannte. Sie presste die Lippen zusammen und verfolgte mit dem Gewehrlauf seinen davoneilenden Schatten. Als sie seinen Rücken direkt im Visier hatte, schloss sie die Augen. Doch dann lockerte sie allmählich ihren Griff, da ihr ein unerwarteter Gedanke kam: „Lass ihn am Leben. Für solche Menschen ist das Leben schlimmer als der Tod.“

\*\*\*

Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Militäreinheiten sich insgesamt in unserem Dorf einquartierten; es waren wohl einige Dutzend. Bei ihrem Abzug versprachen die jungen Soldaten immer, eines Tages zurückzukommen. Damals wurde der Kampf auf Leben und Tod geführt, und *eines Tages* schien sehr fern. Jahre vergingen, ohne dass auch nur einer der Kämpfer wieder in unser Dorf kam. Doch wie einen pathetischen Kehrreim hörten wir immer wieder: „Eines Tages...“

Unser Dorf erhielt viele Briefe. Einige kamen aus dem Norden, was bedeutete, dass der Verfasser nicht mehr lebte. Manche bestanden aus wenigen krakeligen Sätzen – fahrig letzte Worte. Die meisten Briefe waren an Túc gerichtet. Vermutlich waren aber viele der Briefschreiber schon tot, irgendwo im Dschungel umgekommen, bevor sie Túcs freundliche Antwort hätten lesen können.

Túc wurde in dem Jahr 35, als der Krieg endete und Millionen Menschen vor Freude lachten und weinten. Wann immer meine Mutter und Túc sich trafen, setzten sie sich Arm in Arm aufs Bett und ließen die Tränen fließen. Bald scheute Túc den Trubel. Neben der Freude über den Sieg rührten ihre Tränen auch von der Verzagtheit einer 35jährigen her. Dann nahm sie sich zusammen, ging zum Postamt, wo sie fieberhaft in dem Haufen der Briefe aus dem Süden herumsuchte. Einen ganzen Monat lang führte sie ihre Suche beharrlich fort, aber sie fand keine Spur von denen, die ver-

sprochen hatten, *eines Tages* wiederzukommen. Sollte der Krieg sie denn wirklich alle verschlungen haben?

Im Dorf begann man zu tuscheln. Eine Frau in ihrem Alter musste doch glücklich sein über einen Ehemann, sei er auch blind oder taub, um doch noch ein paar Kinder zu bekommen, andernfalls war sie romantisch, verrückt, anormal... In der festgefügtten Gedankenwelt der Dorfleute durfte es keine Abweichung geben. Sie sagten, es gebe weiß-wie-viele Dörfer in diesem Land, in denen die Soldaten Station gemacht hatten. Wie sollte da einer nach dem Krieg irgendwohin zurückkehren? Außerdem hatte er ja wohl auch einen Vater, eine Mutter, ein Heimatdorf. Und sie dachten, dass jeder doch seine Pflicht zu erfüllen habe. Túcs Pflicht war es, zu heiraten, irgendeinen, der noch verfügbar war, um sich den vom Himmel für eine Frau vorgesehen Aufgaben zu widmen. Auf wen wartete sie denn? Worauf? Und was versprach sie sich davon? Ein trauriges Los wäre ihr da beschieden: einsam vergraben zu verwelken.

Túc fand diese Atmosphäre, diese Worte zum Ersticken. Und sie fragte sich auch, ob *er* noch am Leben war und an sie dachte.

Schließlich merkte man im Dorf, dass Túc fortgegangen war, still und heimlich, wie ein Vögelchen, das seinen Schwarm verloren hatte. Keiner wusste näheres. Wie üblich brodelte die Gerüchteküche wieder hoch. Unglaubliche Geschichten machten die Runde. Einer behauptete, sie sei mannstoll, außer Rand und Band vor Lüsternheit. Ein anderer erklärte, sie könne das ständige Geknat-

ter der Knallfrösche in der derzeitigen Hochzeitssaison nicht ertragen.

Das Wetter war ungemütlich, es blies ein schneidender Nordwind – hart für eine allein auf sich gestellte 35jährige Frau.

Túc war schon einige Monate fort, als unverhofft Hào heimkehrte; niemand hatte vermutet, dass er noch lebte. Seine Rückkehr war vielleicht das wichtigste Ereignis in unserem Dorf. Die Uniform bestückt mit den Rangabzeichen eines Majors, fuhr er eine schwarze *Honda 67*, die eine Menge Staub aufwirbelte. Die Dorfköter rannten laut kläffend hinter ihm her, die Kinder strömten zu seiner Begrüßung herbei. Auf dem Gepäckträger hatte er einen Riesenkoffer im modernsten Design, der mehrere „Hinterwäldler“ die Augen aufreißen ließ.

Alle vergaßen augenblicklich die Geschichte mit Túc und wandten sich Hào zu. Der wirkte gesund und kräftig, als ob der Krieg das reinste Kinderspiel gewesen wäre. Er redete und lachte lautstark und kniff den Mädchen in die Wangen. Das Haus des Vizevorsitzenden Dộc wurde zur Attraktion Nummer eins für forsche Neugierige. Man kam hierher unter dem Vorwand der „Dorfsolidarität“, rauchte Zigaretten der Marke *Ruby*, die stanken wie versengtes Hundefell, befangerte die von Hào mitgebrachte japanische Puppe, die mit den Augen klimpern konnte, erkundigte sich nach der „Lage im Süden“, wo man Brauchbares wegwarf wie wir unseren Müll. Man wollte rauskriegen, wie Hào es geschafft hatte, solche Reichtümer anzuhäufen, und natürlich gratulierte man Herrn Dộc zur Beförderung seines Soh-

nes zum Major.

Hào wurde zu einem Idol, einem Vorbild für jeden Dorfbewohner. „Schau dir Hào an!“, hieß es, „Er hat es zu was gebracht! Und dann hat er auch noch alle möglichen Schätze mitgeschleppt für seinen Vater!“ Noch mehr beeindruckte das, was Hào selbst sagte. Er erzählte vom Krieg wie vom Feilschen um ein Schnäppchen am Markt. Von aufgegebenen französischen Weinkellern, wo man sich nach Belieben bedienen konnte. Von einem Lagerverwalter, der wem er wollte eine goldene Uhr spendierte. Und so eine *Honda*, wie er sie fuhr, war im Süden gar nichts Besonderes, jede Familie hatte vier oder fünf davon, um die Kinder damit zur Schule zu bringen. Von alldem erzählte Hào mit Begeisterung, ganz so, als ob das Opfer von Millionen Menschenleben Leuten wie ihm die Gelegenheit verschaffen sollte, sich angesichts eingeschüchterter Kapitalisten und Großgrundbesitzer jeden Wunsch sofort und möglichst umsonst zu erfüllen, wie im Märchen.

Als der Besucherstrom aus unserem Dorf abflaute, kamen Auswärtige. Sie trafen schweigend ein, kommunizierten per Blickkontakt, und verließen das Haus erst, nachdem Herr Dôcs „Losen“ die Gasse inspiziert hatten. Herr Dôc gab seine Tätigkeit als Handwerker auf und führte an Samstagen und Sonntagen eine Handtasche mit sich, wenn er sich wer-weiß-wohin begab.

Nichts davon entging den neugierigen Augen der Dorfleute. Sie fragten sich auch, wie Hào eigentlich zum Major hatte befördert werden können, wo er doch, wie aus sicherer Quelle verlautete,

keine Ahnung vom Umgang mit der Waffe hatte. Und dann machte er offenbar keine Anstalten, eine Frau zu finden und zu heiraten. Das hielt ihm auch sein Vater vor.

Der Grund für Hãos Zögern lag darin, dass er auf Túc wartete. Zwar nahm er ihr immer noch übel, was damals am Bộc-Damm geschehen war, doch gleichzeitig ließ ihm die Erinnerung an ihr feenhaftes Gesicht keine Ruhe. Er brannnte darauf, sein quälendes Verlangen zu stillen. Wenn es sein musste, würde er vor ihr niederknien, wie damals.

Hào hatte seinen Urlaub schon drei Tage überzogen, als Túc zurückkehrte. Binnen Minuten geriet er aus dem Mittelpunkt des Interesses. „Die Sache mit Túc“ verdrängte „Hãos Geschichte“ aus dem Tratsch über „das Neueste aus unserem Dorf“.

Hào legte seine Uniform an, seine rot-glänzenden Rangabzeichen und machte sich auf die Suche nach Túc. Verblüfft stellte er fest, dass praktisch jeder im Dorf von ihr als „Tante im mittleren Alter“ sprach, bis ihm einfiel, dass sie ja schon bald auf die vierzig zugeht – das war ihm überhaupt nicht klar gewesen und trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.

Er beschloss, sie in den Reisfeldern abzupassen, dort, wo sie damals das Gewehr auf ihn gerichtet hatte. Da er unsicher war, ob er sie denn noch erkennen würde, gab er einem Jungen eine *Ruby*-Zigarette mit dem Auftrag, ihm Bescheid zu sagen, sobald sie auftauchte. Als der ihn dann schließlich „alarmierte“, kam sein Herz völlig außer Takt. War sie das wirklich? Er konnte es kaum glauben. Er

war schweißgebadet, als diese Frau mit dem bleichen, abgehärteten Gesicht direkt auf ihn zukam. Zu spät, um wegzulaufen. Hoffentlich wusste sie nicht, wer er war. Da sie stumm an ihm vorbeiging, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus und machte sich auf den Heimweg.

Er hatte gar nicht mitbekommen, dass ihr Blick seine Schulterstücke, den schlaffen Hals, das pausbäckige Gesicht gestreift hatte – ganz unbeeindruckt.

Am nächsten Morgen verließ Hào das Dorf mit dem ersten Hahnenschrei. Die Hunde liefen ihm nach bis weit in die Felder am Bộc-Damm. Auf dem von Büffeln ausgetretenen Weg bockte und schlingerte das Motorrad hin und her. Hào blickte kein einziges Mal zurück.

## **Aus Túcs Tagebuch**

*Hanoi, den...*

*Auf dem Postamt in Hà Nội habe ich mich durch unzählige Briefe gewühlt. Die Angestellten dort sind sehr freundlich. Jeden Tag müssen sie sich mit den unterschiedlichsten Anfragen befassen, unter anderem mit meinem verzwickten Anliegen. Ich habe ihn noch nicht finden können. Ich nehme den nächsten Brief in die Hand. Da, um welchen Kiêu handelt es sich da? Vielleicht um den Kiêu von damals, vielleicht kann ich etwas über ihn erfahren. Mein Herz klopft wie verrückt. Was ist los? Ich zittere, mir ist ein bisschen schwindlig. Ich drehe den Umschlag um. Mist! Es ist eine Frau Kiêu, nicht er.*

*Da sind noch andere Leute, die wie ich die Briefstapel durchsuchen. Ab und an schreit jemand auf und rennt wie irre*

*hinaus. Wann bin ich dran?*

*Jetzt bin ich schon zwei Tage fort aus meinem Dorf. Ich weiß nicht, was die Leute jetzt über mich denken. Wahrscheinlich halten sie mich für verrückt. Mir egal! Mich kümmert nur meine Freundin Lê, ich mag sie sehr. Sie hat es unheimlich schwer. Seit sieben Jahren verheiratet und immer noch kinderlos, ist sie Tratsch und Kritik der Dorfleute, der öffentlichen Meinung ausgesetzt. Und dann hat sie auch noch einen bösen Schwiegervater, einen wahren Teufel in Menschengestalt. Der hat seinen Sohn dazu gebracht, das Ehebett umzukippen und Lê mitten in stürmischer Nacht aus dem Haus zu jagen. Aber natürlich kommt genau dieser Schwiegervater im Ahnentempel an vorderster Stelle. Sie hat mir nicht erzählt, wie sie es ihm heimzahlen will. Aber wenn ich mir ihren Gesichtsausdruck vor Augen führe, kann ich getrost vermuten, dass sie inzwischen etwas gefunden hat – jene „gewisse Methode“<sup>3</sup>. Damit hat sie der Familie ihres Mannes das heuchlerische Mäntelchen von Moral und Anstand heruntergerissen. Sie hat es fertiggebracht, dass die Sippe, hoffnungslos verstrickt im Labyrinth sittenloser Unzucht, eines Tages ausgelöscht sein wird.*

*Unser Dorf hat sich sehr verändert. Es scheint sich eine allgemeine Gleichgültigkeit allem gegenüber breitzumachen.*

*..., den...*

*Ich kann ihn nirgends finden. Da gibt es vierzig Kiêu, aber keiner ist der, den*

<sup>3</sup> Sie hat sich ihrem Schwiegervater hingegeben, ein Verstoß gegen das Inzesttabu. (A.d.Ü.)

*ich meine. Vielleicht ist es mir beschieden, weiter umherzuirren und treu nach ihm zu suchen, bis ich ins Jenseits eingehe. Das wäre furchtbar! Ich halte daran fest: Wenn er noch am Leben ist, wird er bestimmt zurückkommen. Der Mond ist zur Zeit ganz bleich.*

*..., den...*

*Ich wurde jählings aus meiner Routine gerissen, als mein Blick auf einen Kriegsversehrten traf, der einsam auf der Steinbank saß, völlig unbeeindruckt von dem Trubel, der ihm umgab. Warum war er so traurig? Er hatte ein Bein und einen Arm verloren und viele Narben im Gesicht. Seine Augen starrten ins Leere. Im Abendlicht wirkte seine asketische Gestalt wie eine Skulptur. Wer außer mir bemerkte diesen Invaliden überhaupt? Nur ein paar Meter von ihm entfernt machte ein Pärchen herum, fiebrig wie die Katzen. Meine Güte, was trieben die da drüben, wo es doch noch nicht einmal richtig dunkel war? Ich wollte fortlaufen vor dieser grausamen Szene (oder verhielt es sich etwa so, dass ich sie beneidete?) ... Sie hätten zumindest daran denken müssen, dass da jemand, der nahezu alles verloren hatte, mutterseelenallein ganz in ihrer Nähe war. Aber wie merkwürdig! Sogar dieses Treiben drang nicht zu ihm durch. Er saß weiterhin stumm da, schaute hoch zu den Sternen, die gerade aufleuchteten. Er glich einem Schattenriss in einem schwarz-weißen Gemälde.*

*Plötzlich sah er mich an (warum?).*

*O weh, seine unendlich traurigen Augen waren kaum auszuhalten. Jetzt war es an mir, still dazusitzen. Das neu-*

*modische Pärchen da drüben war so weit, ermattet und verstimmt. Sie würden einander in irgendeinen Imbiss schleppen, um „sich zu regenerieren“. Eigentlich sah es so aus, als seien in Wirklichkeit sie einsam und mutterseelenallein.*

*„Es ist schon dunkel!“*

*Ich zuckte zusammen, schaute erschrocken zu ihm hin.*

*„Ja, es ist schon dunkel“, antwortete ich mechanisch. „Auf wen warten Sie hier?“*

*„Auf niemanden. Es ist nämlich so, dass ich allein auf mich gestellt leben und niemandem zur Last fallen möchte.“*

*„Tag für Tag?“*

*„Schon seit einem halben Jahr ... und bis ans Lebensende.“*

*Dann ging er weg. Das Klopfen seines Holzbeins auf den Steinen wurde mit der Entfernung leiser, bis sein Rücken verschmolz mit dem Dunkel der Nacht. Ach, vielleicht ist es ihm ähnlich ergangen wie diesem Kriegsversehrten. Vielleicht sieht er mich in seiner Fantasie als verheiratete Frau mit einer Kinderschar, während ihm nur quälende Erinnerungen an Vergangenes bleiben?*

*Nein, ich werde dich weiter suchen, und dann werde ich dir eine runterhauen, bevor...*

*..., den...*

*In achtzehn Militärhospitälern für Schwerverletzte habe ich nach ihm gesucht, aber vergeblich. Als Antwort auf meine Erkundigungen hörte ich von den Veteranen dort immer nahezu den gleichen Satz: „Er ist vielleicht nicht mehr am Leben“. Wie können sie so über einen Kameraden sprechen? Vielleicht*

sprechen sie über sich selbst. Sie wollen mich wohl in seinem Namen auf die Probe stellen. Aber das bestärkt mich nur in dem Gedanken, dass er noch lebt, dass er gerade in dem einen Hospital, in dem ich noch nicht gewesen bin, niedergeschlagen an mich denkt. „Aber woher weißt du denn, wie viele Hospitäler für Kriegsversehrte es in unserem Land gibt?“ – Eine zutiefst beunruhigende Frage.

..., den...

Über drei Monate streifte ich zunehmend entmutigt und bitter enttäuscht umher. Dann kehrte ich zurück und setzte mich auf die Steinbank von damals. Der Kriegsversehrte von damals hatte seinen sechs Monaten „auf sich gestellt leben und niemandem zur Last fallen“ weitere drei hinzugefügt. Das neumodische Pärchen von damals war nicht in der Nähe, dafür lag dort aber eine zurückgelassene Blüte, purpurrot wie ein Blutfleck.

„Es ist schon dunkel.“

„Ja“, antwortete ich.

„Was suchen Sie hier?“

„Nichts, gar nichts. Ich wollte nur hierher zurückkommen.“

„Ich wusste es!“

„Was wussten Sie?“

„Ich wusste, dass Sie zurückkommen würden.“

„Wie merkwürdig!“

„Ja, sehr merkwürdig. Seltsam, dass ich, obwohl mich dieser Granatsplitter getroffen hat, trotzdem lebend zurückgekehrt bin. Jedenfalls weiß ich darum jetzt,“ – sein Ton war bitter – „dass es auch Leute gibt wie Sie, die nichts suchen.“

„Und einen, der auf nichts wartet – wie Sie.“

„Nein, da machen wir uns beide etwas vor. Sie suchen etwas, das verloren, für Sie aber unersetzlich ist, deshalb gibt es in Ihrem Leben nichts mehr, das gesucht zu werden verdient. Und ich, ich warte auf jemanden.“

„Ich warte auch auf jemanden, aber der ist tot. Manchmal denke ich, er ähnelt Ihnen. Haben Sie denn irgendwann mal gedacht, dass eine Frau, die mir ähnelt, auf Sie wartet?“

„Als ich in den Krieg zog, war ich gerade 18 und noch ungebunden – zum Glück. Niemand auf dieser Welt muss sich um mich grämen, schon gar nicht jetzt. Ich bitte Sie, verlassen Sie unbedingt sofort diesen Ort. Sie müssen sich von ihrem Wunschtraum befreien. Das hinauszuzögern heißt resignieren. Und was mich betrifft, so werde ich wahrscheinlich nicht mehr lange leben.“

Er stand taumelnd auf, den Körper schief zur Seite geneigt. Seine pochenden Schritte entfernten sich allmählich, bis ich nur noch das wilde Pochen meines Herzens hören konnte.

..., den...

Er ist zurückgekommen, seine pochenden Schritte entschlossen und stolz. Jetzt war es an mir, seine Worte von neulich zu wiederholen.

„Ich war mir sicher, dass Du<sup>4</sup> wiederkommen würdest.“

„Wirklich?“

4 Der Wechsel vom „Sie“ zum „Du“ entspricht der veränderten Anrede im vietnamesischen Original: Die beiden sprechen von jetzt an miteinander wie Eheleute bzw. Liebende.

„Du würdest mich doch nicht allein lassen in der Dunkelheit, nachdem Du mir schon einen Rat gegeben hast.“

Er schaute mir tief in die Augen, sein Gesicht leuchtete auf wie das eines Jungen. Ich weiß nicht, warum ich in dem Moment, als ich ihm mein Leben anvertraute, gleich wieder heftig weinen musste. Und auch er weinte... Damals dachte ich, dass nur unsere Tränen sich vermischen müssten, damit etwas göttliches geschah.

\*

Noch nie zuvor habe ich das Gesicht eines Mannes so aufgewühlt gesehen wie das seine. Die Augen aufgerissen, die Mundwinkel schmerzlich verzogen.

„Bist Du sicher?“

„Es ist über einen Monat her!“

Er saß schweigend da, strich über die Adern meiner Hand. Ich war mir nicht sicher, ob er überhaupt etwas sah oder hörte. Ich jedenfalls vernahm deutlich das Signal aus einer fernen Welt, den Gleichklang zweier Herzen, unvergänglich und grandios.

„Es stimmt!“, sagte er mit blitzenden Zähnen.

„Ja, es stimmt!“

Er sprang auf, schrie wie ein Verrückter: „Es stimmt! Es stimmt.“

Sein Holzbein klopfte auf dem steinernen Boden den Takt zu einem Lied.

Drei Tage später war er tot, eine schwere Krankheit war wieder aufgeflammt.

\*\*\*

Wenn heute jemand in unser Dorf kommt und nach Túc fragt, wird man

ihm von ihrer unehelichen Schwangerschaft erzählen. Liebestoll habe sie das Dorf verlassen, und dann sei sie mit ihrem Kind wieder aufgetaucht, kein Wunder, dass sie seither wie eine Stumme zurückgezogen lebe. Aber ihr Kind sei sehr schön, ganz so, als sei es aus einem Gemälde herausgestiegen. Ja, Schönheit gehe eben oft einher mit einem unglücklichen Schicksal. Wenn sie damals nicht so arrogant und nörglerisch gewesen wäre, wenn sie Hào geheiratet hätte, könnte sie jetzt ein angenehmes und glückliches Leben führen!

Hào, der einzige Reiche in unserem Dorf, sei zur Armee gegangen, habe aber an keiner Schlacht teilgenommen, kein Gewehr abgefeuert, und sei trotzdem zum Major befördert worden! Seine Frau sei zwar närrisch und hässlich, stamme aber aus einer mächtigen und reichen Familie. Und Hào müsse sich nur an seinen Schwiegervater halten, dann sei ihm eine steile Karriere sicher. Und „Túc mit dem unehelichen Kind“ sei gewiss die verschrobenste Person im ganzen Dorf!

Niemand erinnert sich mehr daran, dass Túc früher einmal das schönste und tüchtigste Mädchen im Dorf gewesen ist.

Winter 1988/89

Quelle:

Tạ Duy Anh: *Xưa kia chị đẹp nhất làng*,  
in: Tạ Duy Anh: *Truyện ngắn chọn lọc*  
[Ausgewählte Geschichten], Hanoi 2004, S. 23-49  
übersetzt von Marianne Ngo

Quelle Bild: Vietnam Fine Arts Museum,  
Hanoi 1999